

CLAUS SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG (1907-1944): LEBEN UND WÜRDIGUNG

Vortrag anlässlich der Gedenkveranstaltung zum 100. Geburtstag von Claus Schenk Graf von Stauffenberg, Ketrzyn/Rastenburg, 22. Juli 2007

von

Holger Löttel (Universität Bonn)

Stauffenberg und Haeften im Führerhauptquartier, 20.7.1944

Es gibt Momente, in denen sich die Geschichte gleichsam zusammenzieht und ihr weiterer Verlauf auf Messers Schneide steht. Anspannungen, Zwänge und Zufälle, die das Handeln eines Einzelnen bestimmen, können dann buchstäblich Auswirkungen auf das Schicksal von Millionen haben.

Der 20. Juli 1944 war ein schwüler, heißer Tag; als Oberst i. G. Claus Schenk Graf von Stauffenberg und sein Adjutant, Oberleutnant Werner von Haeften, gegen 10:15 im „Führerhauptquartier“ eintrafen, zeigte das Thermometer bereits 25 Grad an. Nach kurzem Frühstück im Freien und einer Besprechung mit anderen Generalstabsoffizieren meldete sich Stauffenberg um 11:30 beim Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel. Als die Nachricht eintraf, die ursprünglich für 13:00 vorgesehene Lagebesprechung sei um eine halbe Stunde vorverlegt worden, entschuldigte sich Stauffenberg unter dem Vorwand, für seinen Vortrag beim „Führer“ das Hemd wechseln zu wollen. Gemeinsam mit Haeften zog er sich in das Schlafzimmer von Keitels Adjutanten zurück, um die beiden Sprengsätze zu aktivieren, die Haeften in seiner Aktentasche bei sich trug. Mit einer Spezialzange begann der kriegsversehrte Stauffenberg, der in Nordafrika die rechte sowie zwei Finger der linken Hand verloren hatte, die Säurekapseln zur Aktivierung der Zeitzünder zu zerdrücken. Nachdem das erste Bombenpaket auf diese Weise scharf gemacht worden war, wurden die beiden Offiziere jedoch von einem Oberfeldwebel gestört, der weisungsgemäß zur Eile drängte. Keitel, ungeduldig und nervös, wollte den „Führer“ nicht unnötig warten lassen. Weil der Oberfeldwebel im Raum stehen blieb, waren Stauffenberg und Haeften nicht mehr in der

Lage, auch die zweite Sprengladung zu aktivieren. Als Stauffenberg mit seiner Aktentasche das Zimmer verließ und zur Besprechung eilte, behielt Haeften sein Paket bei sich und warf es später auf der Rückfahrt zum Flugplatz aus dem Autofenster.

War das Attentat also schon zu diesem Zeitpunkt nicht ganz plangemäß angelaufen, so kam erschwerend hinzu, daß die Führerbesprechung nicht im Gästebunker stattfand, wo Hitler damals auch wohnte, sondern im Kartenraum der Lagebaracke. Während die dicken Betonwände des Bunkers eine gute Verdämmung garantiert hätten, führte die Barackenkonstruktion unweigerlich zu einer Schwächung der Detonationswirkung, obwohl der Raum selbst vollends verwüstet wurde.

Daß Adolf Hitler außer Prellungen, Verbrennungen und einem Trommelfellschaden keine Verletzungen davontrug, also mit dem Leben davonkam, ist für den Verlauf der Staatsstreichaktion am 20. Juli von entscheidender Bedeutung gewesen. Der Plan der Verschwörer aus der Bendlerstraße, mit Hilfe des Ersatzheeres in den Wehrkreisen die vollziehende Macht zu übernehmen, war zwar zweifellos gut erdacht. Als es aber nicht gelang, den Diktator auszuschalten, offenbarte sich seine entscheidende Schwachstelle. Die klare Befehlskette, auf der die unter dem Decknamen „Walküre“ bekannten Notfallpläne beruhten, konnte nicht durchbrochen werden.

Vom Erfolg oder Scheitern des Grafen Stauffenberg hing an diesem Tag also vieles, wenn nicht alles ab. Zwar handelte Stauffenberg nicht auf sich allein gestellt wie fünf Jahre zuvor der Attentäter vom Münchener Bürgerbraukeller, Georg Elser, aber er war doch die treibende Kraft hinter der Erhebung des 20. Juli – in der „Wolfschanze“ ebenso wie im Bendlerbock, wo er den Umsturz energisch vorbereitet hatte und für die Durchsetzung der „Walküre“-Befehle dringend benötigt wurde. Von Wolfgang Venohr als „Herz, Hirn und Faust des deutschen Widerstands“ bezeichnet, fällt Stauffenberg die zentrale Bedeutung für die militärische Erhebung gegen Hitlers Diktatur zu. Gerade weil wir zusammengekommen sind, um seines hundertsten Geburtstages zu gedenken, möchte ich die heutige Gelegenheit allerdings weniger dazu nutzen, die dramatischen Ereignisse des 20. Juli noch einmal nachzuerzählen. Wie Peter Steinbach vermerkt hat, sind wir zwar „in der Lage, die Abläufe dieses Tages viertelstundenweise, nicht selten sogar in Minutenintervallen präzise zu rekonstruieren. Der Mensch Claus Stauffenberg aber ist uns

in seiner inneren Entwicklung letztlich ein Rätsel geblieben, vielleicht, weil wir uns auf seine Funktion konzentriert haben, ohne uns seiner Ausstrahlung öffnen.“

Wer die überlieferten Quellen – Briefe, Selbstzeugnisse, Gesprächserinnerungen – prüft, findet freilich genügend Ansatzpunkte, um in Stauffenbergs Gedankenwelt einzutauchen. So soll seine innere Biographie anhand von vier Schlaglichtern umrissen werden, die zusammengenommen die ideellen Motive für die Hinwendung zum Widerstand erhellen: *erstens* die frühen Weichenstellungen durch Herkunft und familiäre Prägung; *zweitens* die Kanalisation romantischer Ideen im Kreis um den Dichter Stefan George und damit zusammenhängend *drittens* Stauffenbergs Vorstellung von der Ethik des Soldatentums. *Viertens* soll das moralische Fundament seiner Weltanschauung vor dem Hintergrund der Kriegserfahrungen verdeutlicht werden, die er in den Jahren nach 1939 sammelte. Geistige Anlagen und biographische Erfahrung gerieten hier in einen schmerzhaften Konflikt, aus dem schließlich der Entschluß zur Tat hervorging. Um das in der gesamten Lebensperspektive zu begreifen, muß man dort ansetzen, wo eine einfühlsame Biographik grundlegende Erkenntnisse gewinnt: in der Kindheit, den Jugendjahren, bei den prägenden Erfahrungen.

1. Herkunft und Prägung

„Die Eindrücke im Elternhaus sind bestimmend für das Leben eines Menschen.“ Diese Worte des rheinischen Katholiken Konrad Adenauer, der in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwuchs, gelten ebenso für Claus Philipp Maria Schenk Graf von Stauffenberg, der zwei Jahre nach seinen Zwillingenbrüdern Berthold und Alexander am 15. November 1907 in eine traditionsreiche schwäbische Adelsfamilie hineingeboren wurde. Als Sproß einer 1317 erstmals urkundlich erwähnten Geschlechts mit bayerischer und fränkischer Verzweigung stellte der Vater, Alfred Schenk von Stauffenberg, sein Berufsleben in den Dienst des württembergischen Königshauses. Die Mutter Caroline von Üxküll-Gyllenband, Urenkelin des preußischen Militärreformers Neidhard von Gneisenau, brachte ein baltisch-protestantisches Element in die Verbindung ein, obwohl die Söhne der Stauffenberg-Tradition gemäß katholisch erzogen wurden. Bis zur Proklamation der Republik lebte die Familie im Alten Schloß zu Stuttgart, der Burg der Herzöge und Grafen von Württemberg; die Ferien verbrachte sie auf dem Stammsitz Lautlingen am Fuße der Schwäbischen Alb. In Anbetracht der

wohlgeordneten Verhältnisse ihrer ersten Lebensjahre müssen Claus und seine Brüder die Umbrüche am Ende des Ersten Weltkrieges, als die rote Fahne über dem Stadtschloß gehißt wurde, wie eine tiefe Zäsur empfunden haben. Die revolutionären Geburtswehen der Weimarer Republik zwangen die Stauffenbergs zur Verlegung ihrer Dienstwohnung in die Stuttgarter Innenstadt; zunächst wich Gräfin Caroline mit den Kindern aufs Land aus. Obwohl die Familienverhältnisse von viel Kontinuität gekennzeichnet waren (Alfred von Stauffenberg blieb bis zu seiner Pensionierung Verwalter des nun nicht mehr königlichen, sondern herzoglichen Privatvermögens), ging mit dem Untergang der „Welt von gestern“ doch eine Lebenstradition zu ende. Verbunden mit einer tiefen Verunsicherung über den Wandel der neuen Zeit führte das zu einer inneren Distanz gegenüber der republikanischen Ordnung, die im Falle des Vaters auch in offene Ablehnung umschlug. 1919 bezeichnete er die neue Regierung als „Lumpenpack“, „dem kein vernünftiger Mensch dienen könne“. Andererseits verlangte er von seinen Söhnen keine trotzig-demonstrativen Bekenntnisse zur Monarchie, gestattete ihnen den Besuch im ehemals königlichen Hoftheater, das er nach 1918 nicht mehr aufsuchte, und ließ der Entfaltung ihres politischen Denkens relativ freie Bahn.

Die Gedankenwelt des jungen Claus orientierte sich früh an den Vorstellungen von Größe, Würde und Ehre der Nation. Als die Familie am 5. Oktober 1918 vom deutschen Waffenstillstandsgesuch erfuhr, brach der Elfjährige in Tränen aus und verkündete: „Mein Deutschland kann nicht untergehen – und wenn es jetzt auch sinkt – es muß sich wieder stark und groß erheben – es gibt ja auch noch einen Gott“. In dieser Formulierung klingt schon die Trennung zwischen der jeweiligen Staatsform und den ethisch-sakralen Grundwerten der deutschen Nation bzw. des „Reichs“ an, die Stauffenberg zeitlebens vornehmen sollte. Es steht zu vermuten, daß sich aus diesem Ethos die Verpflichtung des Reichswehrsoldaten auf die Weimarer Republik ebenso erklären läßt wie die anfängliche Sympathie *für* und die spätere Feindschaft *gegen* den Nationalsozialismus. Den Gedanken, das eigene Leben in den Dienst dieser Werte zu stellen, hat Stauffenberg in einem Schulaufsatz von 1923 mit patriotischem Überschwang formuliert. Auf die Frage „Was willst Du werden?“ gab er damals zur Antwort: „Für alle, die das Vaterland und das neue Reich erkannt haben, gibt es nur den Einen hehren Beruf, den uns die großen Griechen und Römer durch die Tat vorgelebt haben und den uns die Ritter in höchster Form dargetan haben: Des Vaterlandes und des Kampfes fürs Vaterland würdig zu werden und

dann sich dem erhabenen Kampf für das Volk zu opfern; ein Wirklichkeits- und Kampfbewußtes Leben zu führen. Dieser Beruf muß dann ausgeführt werden mit dem tatsächlichen vereint, muß diesem als Leitgedanken vorangehen.“

Eine ideelle *Berufung* also, welche die Wahl des *Berufes* anleiten und ihm übergeordnet sein sollte. Diese Rangfolge ergab sich aus dem, was Stauffenberg als natürliche Stellung, aber auch gesellschaftliche Verantwortung eines Aristokraten betrachtete: „Die wahrhaft aristokratische Auffassung – für uns wohl doch das Primäre –“, schrieb er 27jährig an den Vetter seiner Frau, „erfordert eben den staatlichen Dienst, gleichgültig in welchem engerem Beruf.“

2. Der Kult um Stefan George

Die Formierung der politischen Ethik Stauffenbergs vollzog sich weniger als Prozeß aufgeklärter Rationalität, sondern eher als Akt romantischer Sinnsuche. Die Sehnsucht nach einer Erneuerung im Geiste ritterlich-hehrer Vorbilder teilten die Stauffenberg-Brüder mit andere Mitgliedern der „Neupfadfinder“, einem Zweig der damals populären bündischen Jugendbewegung. „Eine kommende deutsche Kultur bedarf eines neuen Menschen“, so proklamierte eine Programmschrift der Gruppe, „und sie führt in ein neues Reich.“

Die Assoziation vom „neuen Reich“ leitet über zum Einfluß Stefan Georges, den die Forschung umfassend herausgearbeitet hat. Georges heute kaum noch rezipierte Lyrik verlieh dem kulturkritischen Zeitgeist einen sprachgewaltigen Ausdruck. Als elitärer Geistesaristokrat predigte der Dichter einen heroischen Individualismus, der in seinen Grundzügen bei Friedrich Nietzsche entlehnt war. Im „Volk“ sah George eine gesichtslose, amorphe, stumpfe Masse, vor der er sich ängstigte und in eine Trutzburg des Andersseins, also in schwer dechiffrierbare Dichtung flüchtete. Aber auch die Art und Weise, wie George einen beispiellosen Knaben- und Jugendkult um seine Person inszenierte, zeugt von der Stilisierung seiner geistigen und persönlichen Macht. Die jungen Männer, die um Aufnahme in diesen Kreis ersuchten, hatten vor dem kritischen Auge des „Meisters“ zu bestehen, komplizierte Initiationsriten zu durchlaufen und sich in der Regel auch Interventionen selbst in private Lebensbereiche zu unterwerfen (Berthold von Stauffenberg etwa zögerte seine Hochzeit bis nach dem Tode Georges hinaus, weil dieser mit der Wahl nicht einverstanden gewesen war).

Im Frühjahr 1923 führte der Philologe Albrecht von Blumenthal die Brüder Claus und Berthold in den George-Kreis ein, Alexander folgte kurze Zeit später. Eine 1924 im Grunewalder „Pfortenhäuschen“ entstandene Aufnahme zeigt George vor einem Porträt seiner selbst sitzend, neben ihm Berthold und Claus, der ihm einen entrückten Blick zuwirft und die schwärmerische Begeisterung für den „Meister“ zum Ausdruck bringt. Dennoch hat sich Claus stets seine Eigenständigkeit und seine innere Freiheit bewahrt; anders als die übrigen „Jünger“ wurde er nicht mit einem Kunstnamen belegt und nahm an den Zusammentreffen auch eher selten teil. Gleichwohl befeuerte der George-Kult seine romantische Phantasie und bot ein Forum für die Artikulation jener Ideen, die ihn seit den frühen Jahren begleiteten. Noch vor Eintritt in den Dunstkreis Georges hatte er Verse zu Papier gebracht, die sein Selbstbild an die Verpflichtung vergangener Größe knüpften: „Ich wühle gern in alter helden sagen / Und fühle mich verwandt so hehrem tun / Und ruhmgekrönten blute / Ich könnte nicht die alten zeiten missen / Wo wäre denn, daß ich mein leben schaute / Wenn nicht in höchster sein?!“ Inspiriert durch das Vorbild Georges, bezeichnete er seine Brüder und sich selbst in einem anderen Gedicht als „des Staufers und Ottonen blonde Erben“.

Die Verklärung der mittelalterlichen Kaiserzeit korrespondierte mit einem melancholischen Leiden an der Gegenwart und nährte die Vorstellung von einem mythischen Deutschland, das sich dereinst – nach dem Ende des Interregnums – zu neuer Größe emporheben werde. Als Berthold und Alexander gemeinsam mit dem Staufer-Biographen Ernst Kantorowicz 1924 nach Palermo reisten, legten sie an der Grabstätte von Kaiser Friedrich II. einen Kranz mit der Inschrift nieder: „Seinen Kaisern und Helden – das geheime Deutschland.“

Die Formel vom „geheimen Deutschland“ war einem George-Gedicht entliehen, in dem die vage Reichserneuerung als mögliche, aber noch unverwirklichte Zukunftsoption entworfen wurde. Damit stellt sich auch die Frage nach den politischen Bezügen von Georges Werk. Daß die Nationalsozialisten den Dichter, der 1928 einen Band mit dem Titel „Das Neue Reich“ veröffentlichte, propagandistisch vereinnahmten, kann nicht überraschen. Ob sich George diesen Versuchen überzeugend widersetzte, wird in der Forschung unterschiedlich beurteilt. So weisen einige Historiker darauf hin, daß dieser Geistesaristokrat die vulgäre Nazi-Ideologie sozusagen schon aus ästhetischen Gründen verachtete und die politischen Folgen einer Machtübernahme mit Sorge betrachtete. Wie

Peter Hoffmann urteilt, habe er den Trennstrich jedoch nicht in aller Deutlichkeit gezogen, sondern Unschärfen und Berührungspunkte zugelassen. Als ihm im Mai 1933 die Mitgliedschaft in einer von jüdischen und „undeutschen“ Mitgliedern „gereinigten“ Kunstakademie angetragen wurde, lehnte er zwar mit dem Hinweis ab, daß er seit einem halben Jahrhundert den deutschen Geist ohne Akademie verwaltet habe. Nach seiner „Ahnherrschaft“ der politischen Erschütterungen in Deutschland befragt, schrieb er jedoch: „die ahnherrschaft der nationalen bewegung leugne ich durchaus nicht ab und schiebe auch meine geistige mitwirkung nicht beiseite. was ich dafür tun konnte, habe ich getan. die jugend, die sich heut um mich schar, ist mit mir gleicher meinung. das märchen vom abseitsstehn hat mich das ganze leben begleitet – es gilt nur fürs unbewaffnete auge.“

Die Ähnlichkeit zwischen Georges Dichtung und den von den Nationalsozialisten benutzten Begriffen hatte auch Auswirkungen auf Claus von Stauffenberg und seine Brüder. Noch 1944 gab Berthold im Gestapo-Verhör zu Protokoll, daß sie die Zukunftsversprechen des Jahres 1933 größtenteils begrüßt hätten, dann aber „die Grundideen des Nationalsozialismus (...) durch das Regime fast alle in ihr Gegenteil verkehrt worden“ seien. Ob Claus Stauffenberg am 30. Januar 1933 an einem Fackelzug in Bamberg teilgenommen hat, was in der Literatur bis heute kontrovers diskutiert wird, ist für folgenden Zwischenbefund gar nicht so sehr von Belang: Wie viele andere seiner Herkunft und seines Standes stimmte auch er der „nationalen Erneuerung“ zunächst zu. Andererseits behielt er seine Fähigkeit zur inneren Distanz, zur Kritik und zur Skepsis stets bei. Kürzlich hat der Historiker Manfred Riedel sogar die interessante These aufgestellt, daß die Stauffenbergs in George „einen Seelenführer im kultischen Wortsinn“ gefunden hätten, der sie letztlich „gegen den nationalsozialistischen Führerkult immunisierte“. So waren sie zwar „Staatsdiener im Dritten Reich“, dienten aber „insgeheim“ dem „inneren Staat“, dem „Geheimen Deutschland“ im Sinne Georges.

Während der Jugendjahre noch unstetig und suchend, sind die ethischen Bezüge in Stauffenbergs Weltbild durch den George-Kreis verfestigt und für ein ganzes Leben verbindlich worden. In dem wenige Wochen vor dem 20. Juli formulierten „Schwur“ von Claus und Berthold Stauffenberg heißt es: „Wir glauben an die Zukunft der Deutschen. Wir wissen im Deutschen die Kräfte, die ihn berufen, die Gemeinschaft der abendländischen Völker zu schönerem Leben zu führen. Wir bekennen uns in Geist und

in der Tat zu den großen Überlieferungen unseres Volkes, das durch die Verschmelzung hellenischer und christlicher Ursprünge in germanischem Wesen das abendländische Menschtum erschuf.“ Des Dichters geistiges Vermächtnis klingt hierin noch nach, und insofern hatte Edgar Salin nicht unrecht, als er sagte, „daß die Tat vom 20. Juli aus Georgischem Geist erwachsen ist“.

3. Soldatentum

Wer die Gedankenwelt des Grafen Stauffenberg vermessen will, muß sich neben den geistigen Bezügen der George-Zeit insbesondere mit seinem Verständnis vom Soldatentum, der soldatischen Ehre und den soldatischen Pflichten befassen. Gemäß der schon erwähnten Tatsache, daß für Stauffenberg Beruf und Berufung unauflöslich zusammenhingen, wurde seine Entscheidung für die Militärkarriere von idealistischen Motiven getragen. Als Offizier kam er jener gesellschaftlichen Führungsverantwortung nach, die er seinem aristokratischen Stand als angemessen betrachtete. Der Soldat war von Berufswegen bereit, für seine Ideale zur Waffe zu greifen und sich bei der Verteidigung des Vaterlandes zu opfern – Anforderungen, denen sich Stauffenberg im tiefen Ernst verpflichtet fühlte. So schrieb er im Juni 1942 nach einer Visite bei der 6. Armee an den Panzergeneral Friedrich Paulus, er sei beeindruckt gewesen, wie an der Front „bedenkenlos der höchste Einsatz gewagt wird, wo ohne Murren das Leben hingegeben wird, während sich die Führer und Vorbilder um das Prestige zanken oder den Mut, eine das Leben von Tausenden betreffende Ansicht, ja Überzeugung zu vertreten, nicht aufzubringen vermögen.“

In diesen Zeilen klingen wichtige Beweggründe für die spätere Erhebung an. Sie lassen Motive von Opferbereitschaft und Heldentod, also eine spezifische Auffassung vom Soldatentum, erkennen, die durch die Abgrenzung vom niederen Bürokratengezänk noch unterstrichen wird. Wenige Monate später schrieb er in einem Kondolenzschreiben für die Witwe eines Wuppertaler Garnisonskollegen: „Als Soldat weiß ich, daß Er, der an der Spitze seiner Mannschaft im Element seines Soldatentums, im Kampf den Tod fand, am wenigsten zu beklagen ist, erfüllte er doch sein Leben in einem Höhepunkt des Lebens. Und als Mensch glaube ich daß der Himmel denen gnädig ist, die in der Füllung ihrer Aufgabe alles opfern.“ Das Soldatentum galt Stauffenberg als eine Berufung sakralen

Charakters, die Armee war Sammelbecken für die Besten eines Volkes und lebte dessen Tugenden durch mustergültiges Verhalten vor.

Zunächst begrüßte er, daß die Hitler-Regierung die im Versailler Vertrag vorgeschriebene Höchstgrenze für das deutsche Berufsheer durchbrach und damit auch die Karrierechancen für die Offiziere verbesserte. Im Laufe der Jahre wuchs jedoch sein Widerwille gegen die Durchsetzung der Wehrmacht mit nationalsozialistischem Gedankengut. 1938 hatten bereits vier Rekrutenjahrgänge die Hitler-Jugend durchlaufen – für Stauffenberg ein beunruhigender Trend, welcher der Verrohung und Vulgarisierung der Armee Vorschub leistete. In der ersten Hälfte des Jahres 1939 fand er Gelegenheit, seine diesbezüglichen Gedanken zu Papier zu bringen. Im Januar hatte Generalmajor Georg von Sodenstern einen Aufsatz in der „Militärwissenschaftlichen Rundschau“ mit dem Titel „Vom Wesen des Soldatentums“ veröffentlicht. Der Geist soldatischer Pflichterfüllung, wie Sodenstern ihn hier beschrieb, mußte vor Banalisierung und Vermassung geschützt werden. In einem Brief an Sodenstern vom 3. März 1939 artikuliert auch Stauffenberg seine Furcht vor der „allgemein propagierten und zum Götzendienst erhobenen Flucht in die Masse (...) Wenn aber das Vertrauen in die absolute, die verschiedensten Zeitläufe umspannende Gültigkeit des aristokratischen Grundgesetzes soldatischer Staats- und Lebensauffassung ihren berufensten Kündern und Vermittlern verloren zu gehen droht, dann erst wird die Krise, (...) in der wir uns schon befinden, zur schweren Gefahr. Ohne Zweifel haben auch wir, das Offizierkorps, schon der Masse unseren Tribut entrichten müssen und sind wir zum Teil schon selbst, zumindest in unserem Nachwuchs zur Masse geworden; zur Masse mit all ihren erstickenden Gefahren, aber auch mit ihren Schwächen.“

Aus diesen Zeilen spricht nicht nur die Nivellierungsfurcht Stefan Georges, sondern vor allem ein Vorwurf an die Reichsführung, deren moralisch verwerfliche Außenpolitik eine neue Generation junger Deutscher in die Schützengräben zu schicken drohte. Obwohl er das Kriegshandwerk als eigentliche Bestimmung und auch Lebenserfüllung des Soldaten betrachtete, vermochte der Offizier Stauffenberg den Krieg nicht zu lieben. Anders als für Hitler, für den sich der Daseinszweck der Nationen im Kriegerischen erschöpfte, war für ihn das Ziel eines jeden Krieges immer der Frieden. Sein Appell an Sodenstern ließ daher an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Wir können es uns nicht leisten, uns in den rein soldatischen, soll heißen rein fachlich beruflichen Bereich zurückzuziehen, wiewohl

es angesichts der Lage und der gewaltigen Wirksamkeit außerhalb unserer Reihen stehender Kräfte, die das Reich gemehrt (...) haben, gerade unsere Besten zu tun geneigt sind. Soldat sein, und insbesondere soldatischer Führer, Offizier sein heißt, Diener des Staates, Teil des Staates sein mit all der darin begriffenen Gesamtverantwortung. Das Gefühl für diese darf nicht verloren gehen. Diese umfassende Auffassung der soldatischen Aufgabe wach zu halten und zu erziehen, scheint mir heute unsre größte Aufgabe.“ Wenn der Wille zur Tat aus dem Geist Stefan Georges geboren wurde, so war es die Vorstellung von der Ethik des Soldatentums, die den Entschluß moralisch begründete. Faßt man beides zusammen, hat man – zumindest mit Blick auf Stauffenberg – die ideellen Grundlagen des 20. Juli vor Augen.

4. Kriegserfahrungen

Die Motive, die ihn zur Erhebung gegen Hitler getrieben haben, sind damit im Kern erfaßt. Um zu verstehen, wie sich die Anlage zur Tat in den Entschluß zur Tat verwandelte, müssen freilich noch die Kriegserfahrungen der Jahre nach 1939 betrachtet werden. Wie bereits erwähnt, war Stauffenberg keineswegs grundsätzlich kriegsbegeistert; ganz im Gegenteil verfolgte er das außenpolitische Vabanquespiel der NS-Führung mit großer Sorge. Hatte er zunächst nicht glauben können, daß der Weltkriegsveteran Hitler gezielt auf eine neue Konfrontation zusteuerte, bekannte er im April 1939 gegenüber Rudolf Fahrner: „Der Narr macht Krieg.“

Am Polenfeldzug nahm Stauffenberg als zweiter Generalstabsoffizier der 1. leichten Infanteriedivision mit Sitz in Wuppertal teil. Vor allem mit Logistik- und Versorgungsproblemen befaßt, sammelte er eine Reihe von Eindrücken, die ein Licht auf die Zwiespältigkeit seiner Kriegseinstellung werfen. So gab er sich einerseits in einem Brief an seine Frau im Einklang mit dem gängigen Überlegenheitsgefühl gegenüber den Slawen: „Die Bevölkerung ist ein unglaublicher Pöbel, sehr viele Juden und sehr viel Mischvolk. Ein Volk welches sich sicher nur unter Knute wohlfühlt.“ Andererseits ließ er sich bei der Kriegführung und dem Umgang mit der Zivilbevölkerung von den sittlichen Grundsätzen leiten, die er für die Ehre eines Offiziers unerläßlich hielt. Als er erfuhr, daß zwei geistig behinderte Frauen wegen vermeintlicher Feindbenachrichtigung hingerichtet worden waren, brachte er den verantwortlichen Kommandeur vors Kriegsgericht, obwohl er mit dem Offizier persönlich befreundet war. Wie Harald Steffhahn festgestellt hat,

beweist seine Reaktion, „daß sein abschätziger Blick auf die slawische Bevölkerung nichts mit der Willkür und dem Herrenmenschenwesen gemein hatte, die sich jetzt bei der Besatzungsmacht auszutoben begannen. Nicht lange, und sie trugen mit zu seiner inneren Wende bei.“

Davor stand allerdings zunächst der Frankreichfeldzug, der „in erschütternder Form den Anfang des Zusammenbruchs einer großen Nation“ widerspiegelte, „nicht nur militärisch, sondern auch psychisch“, wie er am 18. Mai 1940 aus Cambrai schrieb. Obgleich er also ein Gespür für die nationale Tragödie der Franzosen besaß, notierte er zugleich: „Uns geht es köstlich. Wie sollte es auch anders sein bei solchen Erfolgen.“ Gerade der Frankreichfeldzug hatte ja dem Zweck gedient, die Erinnerung an die „Schmach“ von Versailles zu tilgen und die Ehre der deutschen Nation wiederherzustellen. Derart berauscht vom nationalen Hochgefühl, empfand er es als „sehr traurige Nachricht“, daß er am 27. Mai 1940 von der Front wegbefohlen und als Leiter der Gruppe II der Organisationsabteilung zum Generalstab des Heeres versetzt wurde.

Die Abkommandierung nach Berlin war eine hohe Anerkennung von Stauffenbergs Verdiensten um die Divisionsversorgung im Frankreichfeldzug. Als Organisationstalent und mitreißende Persönlichkeit hatte er sich bei Vorgesetzten und Untergebenen gleichermaßen beliebt gemacht. Die Erfahrungen im Oberkommando des Heeres ließen seinen Frontidealismus jedoch bald merklich abkühlen. Überlappende Kompetenzbereiche und die zunehmend illusionären Planungen zehrten an den Nerven des jungen Majors, der für seine klare, analytische und lösungsorientierte Problembehandlung bekannt war. Bei Akademievorträgen pflegte er zu bemerken, daß die Spitzengliederung der Wehrmacht im Krieg noch unsinniger sei, als sie es wäre, wenn die fähigsten Generalstabsoffiziere den Auftrag bekommen hätten, die unsinnigste Kriegsspitzengliederung zu erfinden.

Der Vertrauensverlust in die militärischen Begabungen Hitlers setzte vollends mit dem Rußlandfeldzug ein. Abgesehen von dem Versagen in Dünkirchen hatte Stauffenberg die Kriegführung bis zum Sommer 1941 im großen und ganzen auf einem guten Weg gesehen. Durchdrungen von einem tiefen Antikommunismus, begriff er den Angriff auf Rußland zunächst als Unternehmen zur Befreiung der Bevölkerung von der bolschewistischen Herrschaft. In den folgenden Monaten gelangte er freilich zu zwei verstörenden Einsichten, die den inneren Konflikt zwischen soldatischem Eid und

soldatischer Ethik so zuspitzten, daß ihm schließlich nur noch die Wahl des Tyrannenmordes blieb. *Erstens* mußte er erleben, wie ganze Heeresverbände den illusionären und wahnhaften Kriegszielen des Diktators geopfert wurden. Im Zusammenhang mit dem Befehl zur Kaukasus-Offensive vom 23. Juli 1942 ist erstmals bezeugt, daß er Hitlers Führungsstil als verbrecherisch charakterisierte. Für Stauffenberg war die Verantwortungspflicht der politisch-militärischen Elite gegenüber dem einfachen Soldaten absolut unerläßlich, ja geradezu heilig. Die Klage über den Verrat an diesem sakralen Vertrauensbund klingt noch in den 1943 und 1944 entworfenen Widerstandsaufrufen an, in denen es etwa heißt: „Niemals in der deutschen Geschichte hat eine militärische Führung mit größerer Skrupellosigkeit die edle Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht und das Vertrauen mißachtet, das Soldaten ihr entgegengebracht haben.“

Zweitens, und das wog im Urteil des Historiker Peter Hoffmann für den Entschluß zum Attentat sogar noch schwerer, traten in Rußland die ungeheuerlichen Verbrechen von Hitlers „Lebensraumkrieg“ hervor, die Hinrichtungen, das Sterben der gefangenen Rotarmisten, der Massenmord an den Juden. Bereits nach der sogenannten „Reichskristallnacht“ vom 9./10. November 1938, auf die Stauffenberg mit Entsetzen reagiert hatte, war er von Rudolf Fahrner gefragt worden, ob die Wehrmacht eine solche Entehrung des deutschen Namens in der Welt noch einmal zulassen würde. Im August 1942 verkündete Stauffenberg dem Generalstabsmajor Joachim Kuhn: „Die täglichen Berichte über die Behandlung durch die deutsche Zivilverwaltung, der Mangel an politischer Zielgebung für die besetzten Länder, die Judenbehandlung beweisen, daß die Behauptungen Hitlers, den Krieg für eine Umordnung Europas zu führen, falsch sind. Damit ist dieser Krieg ungeheuerlich.“ Die Empörung über die Ungeheuerlichkeit des Krieges hallt in den Selbsterklärungen unmittelbar vor dem 20. Juli noch deutlich nach: „Wir müssen handeln, weil (...) in Eurem Rücken Verbrechen begangen wurden, die den Ehrenschild des deutschen Volkes beflecken und seinen in der Welt erworbenen guten Ruf besudeln.“

Verstanden als Gebot und Verpflichtung sittlichen Handelns, wurde Stauffenbergs Weltbild vom Motiv der Ehre durchzogen. Sein Verständnis von Ehre war angelegt durch Herkunft und Familie, wurde mystisch verklärt im Kreis um Stefan George und ethisch fundiert durch eine spezifische Idee vom Soldatentum. Wer in einer totalitären Diktatur

seinem Gewissen – bzw. aus einer soldatischen Perspektive: den Geboten der Ehre – folgt, kann kaum abseits stehen und neutral bleiben, sondern wird zum Handeln gezwungen, zumal sich die Offiziere des 20. Juli in Positionen befanden, die solches Handeln erlaubten, ja aus ihrem Staats- und Rechtsempfinden heraus sogar geboten. Vor einigen Jahren für eine Fernsehdokumentation über den Widerstand interviewt, hat Ewald-Heinrich von Kleist-Schmenzin zu verstehen gegeben, daß die Kunde über die Verbrechen im Ostkrieg den Verschwörern geradezu jede Wahl genommen und sie gleichsam zur Erhebung gezwungen hätte. „Wen Amt und Ehre in einen führenden Rang rücke“, so hat Stauffenberg einmal gesagt, „der komme an einen Punkt, wo Mann und Aufgabe zusammenfallen und keine anderen Rücksichten mehr gälten: er habe für den Sinn des ganzen einzustehen.“

Die damit verbundenen Gefahren verlangten außergewöhnliche Willensstärke und nicht alltäglichen Mut, sicher auch charismatische Persönlichkeiten wie Henning von Tresckow und Claus Schenk Graf von Stauffenberg, die trotz verstörender Rückschläge zur Tat drängten und dafür schließlich ihr Leben hingaben.

Würdigung

Jeder Versuch einer Würdigung von Stauffenbergs Leben muß mit historischer Einfühlsamkeit und Behutsamkeit vorgenommen werden. Während die ethisch-moralische Dimension seiner Tat zweifellos in einen größeren, zeitenthobenen Zusammenhang gehört, sollten die Stationen auf seinem Weg in den Widerstand aus zeitgenössischen Bezügen heraus gedeutet werden. „Um sich seinem Sinn zu nähern“, schreibt Eberhard Zeller, „bleibt kein anderer Weg, als Stauffenberg unter den Bedingungen seiner Zeit, die er bei seinem Handeln vorfand, zu untersuchen“.

Der historischen Figur wird man nur dann annäherungsweise gerecht werden können, wenn man sie Produkt ihrer Zeit begreift. Wer zunächst zu verstehen sucht, wo sich Stauffenbergs Denken zeitkonform verhielt und an welchen Stellen es von den dominierenden Strömungen abwich, kann sodann danach fragen, warum er nicht nur anders *dachte* als die Mehrheit seiner Zeitgenossen, sondern auch anders *handelte*. Durch die ethischen Konstanten seines Weltbildes werden diese Faktoren des Wandels verständlich.

Der 20. Juli selbst ist freilich ebenso sehr historisches Geschehen wie Vermächtnis für Gegenwart und Zukunft: „In dem Opfer gegen das Unrecht und in dem höchsten Opfer für die Gemeinschaft liegt eine existentielle Herausforderung an die Zeitgenossen und Nachlebenden, die sie nie losläßt“, urteilt der Historiker Peter Hoffmann. Für Hoffmann war die „*sichtbare* Tat (...) entscheidend für das historische Verständnis und die Wirkung der Bewegung. Alle Taten des Widerstandes gegen die Unrechtsherrschaft erhielten durch die Tat Stauffenbergs die Legitimation des Manifesten. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß ein anderer das geleistet hätte. Auch wäre es ohne Stauffenbergs Tat nicht zu dem vielfachen persönlichen Märtyrertum gekommen, das den geistigen und ethischen Gehalt der Opposition und ihren existentiellen Schritt zur grundsätzlichen Antwort auf das Menschenfeindliche an sich so unübersehbar zutage gebracht hat.“

Das ist das Erbe Stauffenbergs und der Männer und Frauen des 20. Juli, und dem ist nichts hinzuzufügen.